

**Zeitschrift:** Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur  
**Herausgeber:** Gesellschaft Schweizer Monatshefte  
**Band:** 80 (2000)  
**Heft:** 5  
  
**Rubrik:** Kultur

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 15.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

**John Wolf Brennan**

wurde 1954 in Dublin geboren, studierte Germanistik, Musikwissenschaft und Film in Fribourg. Komposition und Klavier in New York, Dublin und Luzern. Konzertreisen in Europa, Russland, Ukraine, USA, Kanada, Japan. 1997 London-Stipendium der Zuger Kulturstiftung Landis & Gyr. Lebt in Weggis / Luzern.

Der (anglisierte) Name «Brennan» wird im Gaeilisch-Keltischen «Bhraonán» geschrieben und bedeutet «little drop», also «kleiner Tropfen».

## EAST END STORIES

13 Szenen aus dem Londoner Tagebuch von John Wolf Brennan

*Auf Einladung der Zuger Kulturstiftung Landis & Gyr weilte der irisch-schweizerische Komponist und Pianist John Wolf Brennan 1997 als «composer in residence» in Londons East End. In der Royal Festival Hall im Rahmen des «Sergej Kuryokhin Memorial Concerts» gab Brennan ein Solo-Piano-Rezital, das vom BBC-Radio aufgezeichnet wurde. Im Auftrag der Schweizer Kulturstiftung Pro Helvetia schuf er für das Glockenspiel am Swiss Centre – im Herzen von London zentral beim Leicester Square gelegen – eine neue Musik, die als Beitrag zur 150-Jahr-Feier des Schweizerischen Bundesstaates am 21. September 1998 um 18.48 Uhr feierlich eingeweiht wurde.*

### I Zoo-logischer Prolog

Wild- und Hausschweine, die sich nach dem Schlammbad wohligh an der Sonne suhlen; Erdhörnchen, die in phantasievoll improvisierten Gehegen durch Kartorröhren springen; meckernde Ziegen, in grosszügig angelegten, offenen Ställen artgerecht gehalten; äsende Esel, grasende Kühe, gackernde Hühner, quakende Enten, Schafe und Kaninchen – nicht etwa ein ländliches Idyll irgendwo in der grünen englischen Countryside, sondern gelebte Realität, mitten in Londons East End: im Stepney Green-Park hat sich neben Sport- und Kinderspielflächen ein veritaibler Bauernhof eingenistet, auf dem sich das Rad des Lebens mitten in der Hektik der Grossstadt in pittoresk-ländlicher Gemächlichkeit dreht, Oase der Ruhe und zoo-logischer Anschauungsunterricht für die kleinen und grossen Besucher, die sich in der abenteuerlich zusammengezimmersten Stall- und Hüttenlandschaft (101 Variationen über ein Bauhaus-Thema) gleich mit Freilauf-Eiern, nachhaltig gewachsenem Honig, hausgemachter Konfitüre und Bio-Gemüse eindecken können.

### II Ein globales Vorbild?

Als postkoloniale Hauptstadt des Commonwealth hat London längst die Kli-

schees von Tower Bridge und The Changing of the Guards im Buckingham Palace hinter sich gelassen: Mehr denn je zeigt sich die Stadt als pulsierendes Zentrum eines multikulturellen Zusammenlebens, das in moderner Kunst, Architektur, Musik, Literatur, Performance Art, Film, Theater (und sogar in der Mode) Zeichen setzt und in seiner grenzüberschreitenden Toleranz durchaus als globales Vorbild dienen könnte.

### III Statistik – Dynamik

London zählt rund 6,68 Mio. Einwohner, davon sind 5 Mio. Engländer, d.h. jeder vierte Londoner ist ein «Ausländer» (25,2 Prozent). Insgesamt 321 000 Asiaten leben in der Metropolis: darunter 57 000 Bangladeshi, 45 000 Pakistani, 152 000 Inder. Am Leicester Square, unweit des «Swiss Centre»-Glockenspiels, halten in den Asphalt eingelassene Tafeln rings um das Charlie-Chaplin-Denkmal die Luftlinien-Distanzen eindrücklich fest: Dhaka (Bangladesh) 8000 km, Islamabad (Pakistan) 6040 km, New Delhi (Indien) 6713 km. Und am Wochenende verwandelt sich der Platz jeweils in ein Mini-Woodstock, wo Strassenmusiker um die Wette singen (mit «Wonderwall» von Oasis als neuer Pop-Hymne) und sich ein unglaubliches buntes, permanentes Volksfest abspielt: Busi-

nessmänner in korrektem Grau stossen mit Clochards an, chinesische Girls singen im Chor mit schrill frisierten und gepiercten Punkboys, alternde Patchwork-Hippies fallen sich in die Arme, Rollerskaters zeigen ihre Kunststückchen. Wer angesichts dieser ausgelassenen Stimmung noch ein griesgrämisches Gesicht macht, ist selber schuld – oder kommt vielleicht gerade aus der muffen Schweiz an.

#### IV Time Out

Zum Vergleich: in der Mega-Metropolis leben auch 214 000 Iren, 113 000 Schotten, 70 000 Walisen, 42 000 Nordiren, 30 000 Italiener, 150 000 Karibier, 183 000 Afrikaner, 50 000 Zyprioten, 17 000 Iraner, 32 000 Deutsche, 21 000 Franzosen, 19 000 Spanier, 7000 Israeli (sowie eine grössere Anzahl Juden), 33 000 Amerikaner – und 4188 Schweizer. Und wenn wir schon beim Aufzählen von multikulturellen Statistiken sind: Das Stadtmagazin «Time Out» listet nicht weniger als 600 Konzerte, 250 Filme, 200 Clubs und 150 Theaterstücke auf – pro Woche.

#### V Little Jerusalem

Traditionell wurde das East End von einer ausgeprägt jüdischen Bevölkerung bewohnt: zahlreiche Häuser, Synagogen, die «Soup Kitchen for the Jewish Poor» und eine bestens erhaltene Jugendstil-Fassade von 1902 an der Brune Street zeugen davon. Nach dem Holocaust-Schock und den Zerstörungen im Zweiten Weltkrieg, in dem die südlich angrenzenden Docklands oft genug das Ziel der deutschen Luftangriffe waren, zogen viele Juden weg, nach Israel oder wenigstens nach «Little Jerusalem», in den nördlichen Londoner Stadtteil Golders Green.

#### VI Migrationen

Die nächsten Immigrationswellen kamen vor allem aus Südostasien, aber auch aus Afrika. Vor zweiundfünfzig Jahren hatten sich auf dem indischen Subkontinent durch die Unabhängigkeitsbewegung in Britisch-Indien (1947) nacheinander drei Staaten gebildet: 1949 spaltete sich der islamische Teil von Indien ab und bildete die weit voneinander getrennten Landes-

teile Ostpakistan und Westpakistan. Der Name «Pakistan» entstand übrigens aus der realpolitischen Retorte: P für Punjab, a für Afghan, ki für Kaschmir, s für Sind und tan für Belutschistan. 1971 erklärte sich der östliche Teil als Republik Bangladesh unabhängig. Ein grosser Teil der Flüchtlinge ging nach Indien, ein kleinerer nach London: Das sind allerdings immer noch einige Zehntausend.



Die grosse «East London»-Moschee an der Whitechapel Street, an die auf der Hinterseite übergangslos die Fieldgate Street-Synagoge anschliesst, ist an eine Citroën-Garage angebaut, so dass die Stimme des Muezzins vom Minarett über der smogroten Sonne und der rotweissen Doppelraute erschallt. Photo: John Wolf Brennan.

#### VII Brick Lane

Im gleichen Jahr vertrieb der ugandische Diktator Idi Amin sämtliche Ausländer, vor allem Inder, die gesamte Intelligenz samt Kaufleuten und Händlern. Ein grosser Teil davon siedelte sich in Londons East End an. Sie übernahmen die traditionsreichen Handwerks- und Handelsgeschäfte der Juden (Textilien, Leder und Wildleder), und heute bildet die Commercial Road den grössten zusammenhängenden Engros-Kleiderladen-Markt Europas. Allein in der Brick Lane gibt es nicht weniger als 34 pakistanisch-indische Restaurants, sogar Pizza gibt es nach «Halal»-Art, dem islamischen Gegenstück zur koscheren Kost.

#### VIII Allah's Allahrm Clock

Religiöse Fundamentalisten würden sich vielleicht entsetzen, dass hier alle möglichen Tschador-Verschleierungsformen friedlich nebeneinander koexistieren – vom schmalen Schiesschartenschlitz bis zum freisichtbaren Gesicht. Die Säkularisierung ist weit fortgeschritten: Die grosse «East London»-Moschee an der Whitechapel Street,

an die auf der Hinterseite übergangslos die Fieldgate Street-Synagoge anschliesst, ist an eine Citroën-Garage angebaut, so dass die Stimme des Muezzins vom Minarett über der smogroten Sonne und der rot-weissen Doppelraute erschallt. Die häusliche Version des Muezzin-Rufes ist übrigens in jedem «Azan Clock»-Wecker gespeichert. Als Alarmzeichen erklingt seine Stimme – digit-Allah.

### IX Schooltime

Die Smithy Street-Primarschule besuchen rund 240 Kinder im Alter zwischen drei und zehn Jahren. Sie stammen aus Bangladesh, Indien, China, Marokko, Somalia, Jamaica, Neuseeland, Zaire, Irland, Wales, Polen, Nigeria und der Türkei – eine verschwindend kleine Minorität sogar aus England. In den Gängen hängen Bilder mit islamischer Kunst, arabischer Ornamentik und bunten afrikanisch-karibischen Stoffmustern.

### X VatiKoran

Am Samstag sind alle Märkte geschlossen: Der Sabbat wird immer noch geheiligt, obwohl die jüdischen Kongregationen in diesem Stadtteil völlig überaltert sind. Tatsächlich bildet das East End eine Art soziales Labor, ein vitaler *Melting Pot*, wo der Mikrokosmos einer multikulturellen Gesellschaft und religiöse Toleranz im Alltag erprobt wird. Man stelle sich vor: Islami würdigen den Sabbat, Juden meditieren im Zen-Sitz, Buddhisten beten zu Shiva, Hindus rufen Maria an und Christen lesen den Koran – was würde der Vatikan wohl dazu sagen?

### XI Litera-Tour

Auch in der Literatur schlagen die ehemaligen Kolonien zurück: Die Bücher von *Hanif Kureishi* («The Buddha of Suburbia»), *Michael Ondaatje* («The English Patient»), *Salman Rushdie*, *Vikram Seth*, *Arundhati Roy* («The God of Small Things») und *Nirad Chaudhuri* sind Bestseller. Sie werden auch von den weissen Briten heftig gelesen und heiss diskutiert, einige mit Oscar-Erfolg verfilmt. Auf merkwürdige Art sind ihre Figuren einerseits in ihrem angestammten Kulturkreis verhaftet, wie

---

Im übrigen  
sind auf  
den britischen  
Inseln bis  
heute unsere  
kontinentalen  
Mischhahnen  
eine echte  
Rarität, so  
dass man  
sich beim  
Händewaschen  
entweder  
verbrüht  
oder  
vor Kälte  
erstarrt.

---

überhaupt das Gründen und Pflegen von *social circles* ein urbritisches Charakteristikum bildet – und durch diese «Kasten»-Trennung auch erst die Toleranz ermöglicht; andererseits wagen sie den Spagat in die englische Welt («The Remains of the Day») und gebärden sich oft britischer als die alten Kolonialherren, was man durchaus auch als Phänomen der Über-Adaption lesen kann. Auf jeden Fall injizieren sie die traditionsverhaftete englische Literatur mit kraftvollen Stoffen und unbändiger Erzähllust. Es ist überhaupt auffallend, wie viel hier gelesen wird – keine Underground-«Tube» fährt ohne haufenweise Zeitungspapier und Paperbacks. Theaterstücke und literarische Themen haben Hochkonjunktur, sogar im Fernsehen, samt heftigen Diskussionen darüber.

### XII His Stories

Jeweils am Samstag führt der Lokalhistoriker *Laurie Allen* interessierte Leute durch die Eingeweide des East End (Treffpunkt: Tube-Station «Aldgate East» der grünen District Line, 11.00 Uhr, bei jedem Wetter). Als eingeborener «Grassroots»-Bewohner kennt er jedes Detail, erklärt die Gravuren der Dolendeckel, altertümliche Kaminformen und Kuriosa wie das viktorianische Waschhaus, wo die grösstenteils verarmten East Enders im letzten Jahrhundert (*Jack London* hat diese untergegangene Welt eindrücklich in seinem Bericht «People of the Abyss», [London 1903] geschildert, wo er sich à la *Günther Wallraff* als Bettler verkleidet hat, um die unsägliche Not am eigenen Leib zu erfahren) ihre elementarsten hygienischen Bedürfnisse befriedigen durften – komplett mit zentral gelenkter Heiss- und Kaltwasserzuführung, was bei den zahlreichen engen Wasch-Zellen sicher zu einem Tohuwabohu an höchst erregten Befehlen führen musste – «Number Nine – more coooooold», «Number Five, much toooo hot» ...

Im übrigen sind auf den britischen Inseln bis heute unsere kontinentalen Mischhahnen eine echte Rarität, so dass man sich beim Händewaschen entweder verbrüht oder vor Kälte erstarrt. Mit sichtlichem Stolz zeigt uns *Laurie Allen* ein Hugenotten-Haus, das seit 1724 von moderner Technik unberührt blieb und im origina-

len Lebensstil von einem reichen amerikanischen Aussteiger bewohnt wird; die dunklen Gassen, wo *Jack the Ripper* seine fünf Huren umbrachte; eine Kongregation in der Synagoge; die riesige Spitalfields-Markthalle; und schliesslich den Markt in der Petticoat Lane, jeweils am Sonntag (Samstag ist Sabbat) der grösste in London, der sich über drei Strassen hinzieht: Wentworth, Toynbee und Goulsten Street. Nicht weit davon, auf dem Platz hinter der Liverpool Street Station, räkelt sich *Fernando Botéros* «Bishopsgate Venus», eine voluminöse Schöne als Heavy Metal-Skulptur.

Theaterstücke  
und literarische  
Themen haben  
Hochkonjunktur,  
sogar im  
Fernsehen,  
samt heftigen  
Diskussionen  
darüber.

### XIII Epi log

Dass die multikulturelle Gesellschaft allerdings noch nicht in alle Niederungen des All(ah)tags vorgedrungen ist und oft an den einfachsten sprachlichen Hürden scheitert, zeigt der folgende Übersetzungsversuch in der Gebrauchsanweisung für den digitalen Mekka-Betruf-Wecker:

1. Diesel Einheit wird auf die Batte nie (nickt enthalt) von 4A-Groese benieden.
2. 1 Batte nie fuer Ur.
3. 3 Batte nie fir Music-ik.

4. Offneten Sie den Akkuaroma LID.
  5. Setzten Sie Batte nie mit lichteriger Polantaet. Wie, gezeigt, ein.
  6. Muecken sie. Diesel LID zue.
  7. Einstellkropf der dem Zeit-Ziehen und drehen um de lichtig Ziet einzustehlen.
  8. Loesen Sie den Dnuckknopf MUTE uef.
  9. Lichten Sie TIME SET KNOB auf Rueckseide von den Einheit nach dem Anwei sungen.
  10. Die Stumme der Music-ik wurd Sie am diesel eingestehlen Zeit lufen.
- Guten Morgen! ♦

Vier neue Alben produzierte Brennan in London. «HeXtet: Through the Ear of a Raindrop» (Leo Records LR 254) mit der legendären Sängerin Julie Tippetts, Evan Parker, Paul Rutherford, Peter Whyman und Chris Cutler; «Das Wohlpräparierte Klavier» (solopiano, Creative Works CW 1032); «En/tropo /logy» im Trio mit dem Tenorsaxophonisten Simon Picard und dem Schlagzeuger Eddie Prévost\*; sowie «Nisajo: BRINK MAN SHIP» (FMR Records) im Trio mit der Flötistin Nicky Heinen und dem Fagottisten Alexander Alexandrov. \* (For 4 Ears Records CD 1036)

Im Mai legt Brennan vor: «pipelines» mit Hans Kennel (Trompete, Alphorn) und Marc Unternährer (Tuba), John Wolf Brennan (Orgel) auf Leo Records CD LR 292.

### Wer übernimmt Patenschaftsabonnemente?

Immer wieder erreichen uns Anfragen von Lesern oder Einrichtungen (zum Beispiel Bibliotheken) für ein Gratis- oder Austauschabonnement. Es ist uns nicht möglich, alle diese Wünsche zu erfüllen. Deshalb sind wir auf Ihre Mithilfe angewiesen. Unser Vorschlag: Übernehmen Sie ein Patenschaftsabonnement der Schweizer Monatshefte für Fr. 100.– (Ausland Fr. 121.–). Rufen Sie uns bitte an. Wir nennen Ihnen gerne Interessenten. Sie können uns auch einfach die diesem Heft beigegefügte Geschenk-Abo-Karte mit oder ohne Nennung eines Begünstigten zusenden. Vielen Dank!

Unsere Adresse: Schweizer Monatshefte, Administration, Vogelsangstrasse 52, 8006 Zürich  
Telefon 01/361 26 06, Telefax 01/363 70 05  
E-mail: [schweizermonatshefte@swissonline.ch](mailto:schweizermonatshefte@swissonline.ch)



Michael Wirth

## ROM ERLEBEN UND STERBEN

Ein Leseerlebnis von beunruhigender Intensität: Elisabeth Binders Roman «Der Nachtblaue».

Der erste Roman der Zürcherin *Elisabeth Binder* ist die Überraschung des Schweizer Bücherfrühlings. So sprachmächtig, so stilsicher hat seit *Peter Webers* «Wettermacher» niemand mehr die verwirrenden Ströme der Wahrnehmung auseinanderdividiert. «Der Nachtblaue» ist auch ein anstrengendes Buch, über das Schrecknis von Armut und Krankheit in geradezu mittelalterlichen Dimensionen im heutigen Rom – abseits der grossen Touristenpfade.

In *Elisabeth Binders* Roman erfüllt sich die Protagonistin, die Schriftstellerin C., einen jener Träume, der den kultivierten Mitteleuropäer seit *Goethes* Zeiten beherrscht: in Rom leben zu dürfen, sich in der Wiege der christlichen Zivilisation nach Herzenslust zu bewegen, ohne den Druck der Zeit, die Hypothek des nahenden Abreisetages zu spüren. C. ist nach Rom gefahren, um dort den Stoff für ihren ersten Roman zu sammeln. Es ist Anfang Dezember, und die Wahl dieses Monats ist nicht zufällig. Die Stadt ist von ihren Touristen befreit und auch vom sommerlichen Auftrag, grosszügig ihre in helles Licht getauchte Schönheiten herauszukehren. C. kann in das Wesentliche, gleichsam in die Seele Roms, vorstossen, in die Abgeschiedenheit der Strassen und Plätze, in die von nur mattem Winterlicht gefüllten Kirchen, die dem Besucher eine grössere Mühe abverlangen, wenn er ihre Kunstwerke entdecken will. Rom verwandelt sich so zur Bühne, auf der Stadtstreicher, geistig Behinderte und Blinde zu Hauptdarstellern werden. Die klassische Schönheit Roms findet sich in der Wohlgeformtheit von Händen und Ohren unter verfilztem Haar wieder, im Wohlklang von Silben, die aus zahnlosen Mündern kommen, im Stolz dieser Menschen, in der Eigenständigkeit und Unabhängigkeit, mit der sie ihre Nischen besetzen.

*Elisabeth Binder* stattet C. mit einer stupenden Beobachtungsgabe aus. Für das

kleinste Detail, die scheinbar unbedeutendste Regung bei den Menschen, die sie trifft, aber auch bei ihr selbst feststellt, findet die Autorin eine adäquate Sprache. *Binders* Expressivität findet in der Schweizer Literatur der letzten Jahre kaum ihresgleichen. Das gilt ebenso für ihre Wohlüberlegtheit wie für die Kunstfertigkeit, mit der hier tableauartig das einfache Leiden vor historischer Grösse gewichtet wird.

Die Autorin erzählt von einer ihre Protagonistin und den Leser gleichermaßen emotional provozierenden Stadt, die in keine touristischen Kategorien mehr passt. Berausches und Erschreckendes ziehen an C. vorbei, verdichtet durch die Kürze dieses einzigen Wintertages, an dem C. Tod und Sexualität, Kunst und Gewalt, Sehnsucht und Einsamkeit in einer in Mitteleuropa unbekannten Unmittelbarkeit erlebt. Das Atmosphärische ersetzt Handlung. Und doch ist der Sog, in den C. gerät, von geradezu übermenschlicher Kraft: die Suche nach dem «Nachtblauen», jenem Unbekannten, den sie morgens, im Dunkel der Kirche Aracoeli, schemenhaft und fasziniert wahrnimmt und wenig später im dichten Verkehr der Stadt aus den Augen verliert. Wie von unsichtbaren Bändern gezogen hält sie nach ihm Ausschau, beinahe an ihrer eigenen Hartnäckigkeit irre werdend. Noch einmal, am Abend, wird sie ihn kurz wiedersehen, wie er die Kirche verlässt und kurz darauf tot zu Boden stürzt. Oder war es ein anderer? War gar nicht C. die Suchende, war C. nicht vielmehr die Verfolgte? Hat sie die Szene des Hinscheidens, des körperlichen Verfalls im Laufe dieses Tages nicht schon so oft gesehen? Die Wahrnehmung von Tod und Erotik verfließt in der Figur des Nachtblauen, schält noch einmal die verwirrende Destruktivität der Triebkräfte des Lebens heraus, welche die vermeintlichen Leistungen der Zivilisation vergeblich zu bändigen suchen. ♦

Marion Löhndorf,  
geboren 1965, Studium  
der Komparatistik, Ger-  
manistik und Kunstge-  
schichte in Bonn. Frei-  
berufliche Kritikerin für  
die «Frankfurter Allge-  
meine Zeitung» und die  
«Neue Zürcher Zeitung».  
Regelmässige Beiträge  
für die Fachzeitschrift  
epd Film. Buchveröf-  
fentlichung: «Hommage:  
Robert de Niro», Film-  
museum Berlin – Deut-  
sche Kinemathek und  
Jovis Verlag, Berlin  
2000.

## «WIR KLEINEN JUNGENS HABEN DA SCHON MITGEMACHT»

«Aus der Geschichte der Trennungen» – der erste Roman des Lyrikers Jürgen Becker

*Ein alter Mann kehrt zurück in die Landschaft seiner Kindheit. Das ist Dreh- und Angelpunkt und Basis des ersten Romans des Lyrikers Jürgen Becker, und sagt schon vieles. Hier stattet einer der Vergangenheit einen Besuch ab, begibt sich auf die Suche nach der verlorenen Zeit und findet sich auf den seltsamen Wegen der Erinnerung wieder: die erwacht, bei Jürgen Becker nicht anders als bei – dem ansonsten Lichtjahre fernen – Proust, nicht willentlich, sondern durch Zufall. In «Aus der Geschichte der Trennungen» wird sie vornehmlich durch den Anblick jahrzehntelang nicht bereister, wiedergefundener Landschaften ausgelöst.*

Der Vergangenheitssucher ist Jörn Winter, ein Mann Ende Sechzig, der 1939 als Siebenjähriger aus dem Rheinland nach Erfurt gekommen war, wo er acht prägende Jahre seiner Kindheit verbrachte, das Kriegsgeschehen, Luftangriffe, Jungvolkjahre, Evakuierungen, Plünderungen und Todesfälle erlebte und schliesslich mit seinem Vater in den Westen floh.

Die Begegnung mit dem früheren Leben ist untrennbar verbunden mit dem Fall der Berliner Mauer, mit der Wiedervereinigung, der Möglichkeit des ungehinderten Reisens also zwischen Elbe und Oder, Rügen und Thüringer Wald. Jörn findet, wie kaum anders zu erwarten, die Schauplätze seiner Kriegs-Kindheit verändert vor. Manche zeigen noch Spuren der Geschichte, der Verheerungen und Verwüstungen, doch auch diese sind, wie schon zu erkennen ist, im Begriff zu verschwinden wie die Erinnerung selbst. Der Reisende betrachtet es mit gemischten Gefühlen. In Rügen durchwandert er eine Ruinenlandschaft, die langsam von der Natur zurückerobert wird und bemerkt, er «spüre mit der Genugtuung, dass dies so geschieht, ein stummes Entsetzen hochsteigen, das mir, während ich langsam weggehe und rasch weiter und weiter gehe, nachfolgt wie ein Schatten, dem ein nächster Schatten folgt, düster und lang, der Schattenzug der Faszination, die ausgeht von diesen Schrott-

gefilten unserer Geschichte». Vergangenen Traumata ist nicht zu entkommen; aber was ist damit zu tun, wie damit umzugehen? Diese unlösbare, bis heute in Deutschland omnipräsente Frage treibt letztendlich auch Jürgen Beckers Roman an und um. Dem damit befassten, unausgesetzt aufgeregten Konzert der erinnernden, mahnenden, klagenden und selbst anklagenden Stimmen fügt Becker eine besonnene, abwägende hinzu.

Mit Gespür für Folgerichtigkeit und Genauigkeit enthält sein Buch nicht das Einigende im Titel, sondern setzt vielmehr die «Geschichte der Trennungen», die Aufarbeitung von Verletzungen und Wunden, vor die Geschichte der Wiederannäherung- und vereinigung. Unausweichlich stösst der Erzähler bei seinem Rückblick auf die Kinderjahre im Nationalsozialismus auf das Problem von Schuld und Unschuld, von Tätern, Opfern und Mitläufern. Wenn er mit einer gewissen Diplomatie erklärt: «Wir waren alle verwickelt», bedeutet das weder Rechtfertigung noch Selbstanklage. Der Satz lässt die Auflösung und Spezifikation in Einzelfälle zu und entspricht der Neigung des Erzählers zu grösstmöglicher Genauigkeit, allen getreulich benannten Unschärfen der Vergegenwärtigung zum Trotz. Ein Verfahren, das strenge Befunde nicht ausschliesst, wie die Beurteilung von kindlichen Entrückungserlebnissen beim Marschieren im Gleich-

Jürgen Becker, Aus  
der Geschichte der  
Trennungen. Roman.  
Suhrkamp-Verlag, Frank-  
furt am Main, 1999.

schritt und die Verehrung von zeitgenössischen Kriegshelden zeigt: «*Wir kleinen Jungens haben da schon mitgemacht.*»

Neben der anschaulichen Annäherung an die Zeitläufte werden, mit bescheidener Beiläufigkeit eingeflochten, Möglichkeiten und Grenzen der Erinnerung mitbedacht und diskutiert. Der Roman selbst gibt ein Beispiel für die hier vorgezogene Form: Für *Jürgen Becker* ist es das Erzählen, nicht nur das schriftliche, sondern auch das mündliche Erzählen, das Gespräch: der Dialog, nicht der Monolog.

Dem Strömen seiner ungeordneten Erinnerungen gibt sich der Protagonist in einer Dorfschenke in einem kleinen Ort im Süden Berlins hin, nur unterbrochen

durch rustikale, bierselige Mahlzeiten in Gesellschaft des Kneipenwirts und eines Ich-Erzählers. Die beiden sind aufmerksame Zuhörer, die seine Geschichten und Beobachtungen mit eigenen Erlebnissen ergänzen oder konterkarieren. Sie alle haben eine grosse Distanz zu ihren Geschichten. Die Vergangenheit liegt weit zurück und die Art der Erzählung lässt nie einen Zweifel daran. Für die Schilderung der dramatischsten Ereignisse findet *Becker* denselben gleichmütigen, nüchternen, der Umgangssprache angenäherten Ton wie für die Beschreibung alltäglicher Vorgänge: als habe die Zeit auch die grossen Gefühle von Verlusten und Trennungen fast schon eingegebenet. ♦

## HINWEISE

Walter Jacob (Hg.),  
*Charisma. Revolutionäre  
Macht im individuellen  
und kollektiven Erleben*,  
Chronos, Zürich 1999.

## Chamäleon Charisma

Charisma ist ein viel gebrauchtes und deshalb auch viel missbrauchtes Wort. So ist es verdienstvoll, dass die Volkshochschule des Kantons Zürich im Sommer 1998 eine Reihe von Vorträgen zu diesem «unerwartet facettenreichen» Themenkomplex veranstaltet hat und diese nun publiziert. Unverzichtbarer Ausgangspunkt moderner Beschäftigung mit Charisma ist Max Webers Typologie der Verbindlichkeit von Herrschaftshandeln: Weber versteht Charisma zwar auch als Gnadengabe, aber im Sinne einer «ausseralltäglichen Qualität» einer Person, bei der nur Bewährung, nämlich die reale Anerkennung der Herrschaft zählt. Und Weber beschäftigt sich damit in einem «gänzlich wertfreien» Sinn insofern, als er nicht nach gutem oder schlechtem, echtem oder Pseudo-Charisma unterscheidet.

M. Rainer Lepsius verbleibt zwar im wesentlichen bei Weber, differenziert aber in seiner soziologischen Diskussion der Anwendbarkeit dieses Herrschaftstypus auf Hitlers Führerstaat den Beziehungscharakter des Charismas. Als Psychologe vertieft Claus D.

Eck mit Bezug auf die anthropologische Grundlage das «Not-Wendende» des Charismatikers und die Weiterungen in moderner Managementlehre. Carsten Goehrke betont als Historiker Osteuropas den (allerdings flüchtigen) «Glauben an, die Hoffnung auf die ausserordentlichen staatsmännischen Fähigkeiten». In expliziter Abgrenzung zu Weber setzt sich Robert Schneebeil, wenn er den Begriff etymologisch auf *charis*, Anmut, zurückführt und als Eigenschaft des «edlen Menschen» versteht; interessante Überlegungen zu deren Geltungskraft in modernen Staaten (exemplarisch an Winston Churchill), insbesondere in der «schmucklosen Republik» folgen darauf. Beiträge zu Charisma im religiösen Erleben (Georg Schmid), im Kino (Pierre Lachat) oder zur Prinzessin Diana (H.-M. Glogger) die Vielfalt von Charismaverständnissen – und sei es nur *e contrario*. Die einführenden Überlegungen des Herausgebers, Walter Jacob, spannen den Bogen der Titelthese des geschichtswirksamen Charismas als «revolutionärer Macht im individuellen und kollektiven Erleben» und machen diese plausibel. ♦

Daniel Brühlmeier



# RENSHI – KETTENDICHTUNG – DICHTERTREFFEN – IN BERLIN

**Elise Guignard,**  
geboren 1926, lebt  
in Rombach AG. 1946  
bis 1948 Studium der  
Kunstgeschichte und  
Archäologie, 1974  
bis 1980 Studium der  
Romanistik und Lite-  
raturkritik. Übersetzun-  
gen: «Marco Polo. II  
Milione». Übersetzung  
aus dem Urtext und  
Nachwort. Manesse  
Verlag, Zürich 1983.  
«Eugène Delacroix,  
Briefe und Tagebücher».  
Ausgewählt, übersetzt  
und kommentiert.  
Deutscher Kunstverlag.  
München 1990. Nach-  
wort zu Pierre Loti,  
«Roman eines Kindes»,  
Manesse Verlag, Zürich  
1994. Nachwort zu Al-  
phonse de Lamartine,  
«Graziella», Manesse  
Verlag, Zürich 1997.  
Nachwort zu Gustave  
Flaubert, «November».  
Manesse Verlag, Zürich  
1997. Nachwort zu  
Alfred de Musset «Be-  
kenntnis eines jungen  
Zeitgenossen», Manesse  
Verlag, Zürich 1999.

Vor dreissig Jahren, vom 30. März bis 3. April 1969, setzten sich im Untergeschoss eines kleinen Hotels in Paris vier Dichter zusammen, der Mexikaner *Octavio Paz*, der Italiener *Edoardo Sanguineti*, der Engländer *Charles Tomlinson* und der Franzose *Jacques Roubaud*. Die vier schrieben gemeinsam eine Folge von Gedichten, von denen jedes einen neuen Akzent setzte und gleichzeitig ein Echo war auf das jeweils vorangehende. – Ein Markstein in der abendländischen Poetiktradition: Das erste Kettengedicht, ein Renga beziehungsweise ein Renshi war entstanden.

Der Kosmopolit *Octavio Paz* war der Initiator für die Zusammenkunft der Autoren aus vier verschiedenen Kulturen. Das Ziel war, gemeinsam ein viersprachiges Poesie-Quartett zu komponieren. Wenn wir bedenken, dass *Octavio Paz* Gesandter seines Landes in Indien war und als vielgereister Mann ein Kenner des Fernen Ostens ist, erstaunt es nicht, dass ihn die traditionelle japanische und in den letzten Jahrzehnten wieder erneuerte Kettendichtung interessiert.

Nicht zum Gedankenaustausch, sondern zur spielerischen Ausübung ihres Handwerks treffen sich die Poeten. So wie im Spiel der Ball oder der Stab weitergereicht wird, so übergibt jeder Teilnehmer den Stift – in Japan war es einst der Pinsel – dem nächsten. Weder die Reihenfolge der Autoren noch die Thematik sind festgelegt. Nicht eigentlich von ausgefeilten Versen, viel eher von einem scheinbar zusammenhanglosen Einfall, vielleicht bloss von einem einzigen zündenden Wort oder von einer überraschenden Metapher hängt das Gelingen des Renshi ab. Im mehrsprachigen Renshi bewegen sich die Dichter in ihrem je eigenen Idiom und gleichzeitig in der ihnen allen gemeinsamen metaphorischen Sprache der Poesie, oder wie es *Inger Christensen* formuliert: «in einer unendlichen Sprache».

In der Akademie der Künste in Berlin versammelten sich in den letzten Septembertagen bis zum 3. Oktober 1999 die Dänin *Inger Christensen*, der Japaner *Ôoka Makoto*, der Pole *Adam Zagajewski* und der

Deutsche *Jürgen Becker*. Sie erarbeiteten das fünfundzwanzigste westliche Kettengedicht. Die Mehrsprachigkeit bedingt immer eine unmittelbare Übersetzertätigkeit. Die Kooperation von Autor und Übersetzer wirkt zwar aufs Ganze retardierend, garantiert aber ein genaues Verstehen der einzelnen Sequenzen und damit das sinngemässe Weiterdichten. Zu den beiden aus früheren Renshi-Runden bekannten Übersetzern, dem Zürcher Japanologen *Eduard Klopfenstein* und dem Japanischlektor *Fukuzawa Hiroomi* in Berlin, gesellten sich fürs Polnische *Henryk Bereska*, fürs Dänische *Hanns Grössel*.

*Ôoka Makoto*, der auf langjährige Erfahrung in der Gruppendichtung in Japan und im Ausland zurückblickt, ist der Spiritus Rector der Berliner Veranstaltung. Im fünfzeiligen Anfangsgedicht hält er fest: «mit neuen Freunden finde ich mich rund um den Tisch». «Tisch» ist das Stichwort. «Essen», «kochen», «schreiben», dann «Brühwürfel Knorr» und «Bleistift» assoziieren dazu die Kollegen. So rasch wie sich ein Bouillonwürfel in Wasser auflöst, entsteht ein Zehn-Minuten-Gedicht; im Teller wird Welt überschaubar, dichtet *Jürgen Becker*. *Adam Zagajewski* seinerseits fixiert sich auf sein Schreibzeug, den Bleistift, und fragt sich, ob dieser wohl zu reden vermag. Der Bleistift verfolgt ihn weiterhin. Den Stift, so heisst es im achten Gedicht, «fand ich auf dem Flughafen, kurz war er, denn jemand hat ihn kleingeschrieben». Und später erinnert er sich an den März 1953, als man Krakauer Dichtern Papier und Bleistift gab, um eine Elegie auf *Stalin* zu schreiben. Das sei das erste Renshi gewesen, von dem er je gehört habe, kommentiert er dazu.

Banale Dinge regen die Phantasie eines jeden an, beflügeln alle bis zum Flug in den Weltraum. *Makoto* möchte den altchinesischen Weisen in eine Weltraumkapsel stecken, damit er am Erdenhimmel spazierenfahre. Daraufhin guckt *Jürgen Becker* aus dem Fenster und sieht «lauter winzige Männer in ihren gläsernen Kanzeln sitzen, die das Gespinnst der gelben Kräne bewegen».

Unendlich ist die poetische Sprache nach *Inger Christensen*, während die logische Sprache nur scheinbar unendlich ist. Und aus eben diesem Grunde verführt das Renshi zur Meditation über die Sprache, über ihre unabsehbaren Möglichkeiten. Und trotzdem, zum Schluss, in einem Zehnzeiler gibt *Jürgen Becker* zu bedenken, ob nach dieser Kette eine neue Geschichte beginne, «für die wir noch keine Wörter haben, dass unser Schreiben und Sprechen nur eine winzige Spur im Geräusch der Stadt hinterlässt». Leiser Zweifel und Hoffnung sind ein Echo auf die von *Makoto* erwähnten Dichter *Saigyô* und *Bashô*, die zum Wind, zur Flamme geworden seien, und so der japanischen Sprache noch immer Leben einhauchen.

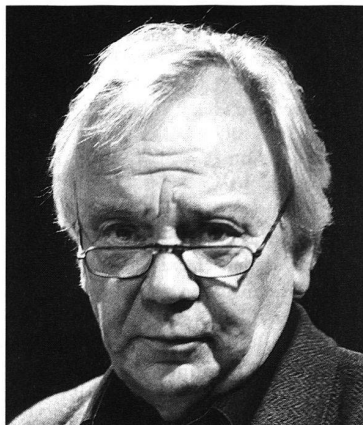
Im gemeinsamen Sprechen und Schreiben erproben die Dichter neue poetische Spieltechniken. Den Leser lockt es, in jedem Gedicht dasjenige Wort zu entdecken, das weiterführen könnte zur nächsten Strophe. Denn es sind, wie *Inger Christensen* meint, «schwindelerregende Hängebrücken, die die einzelnen Glieder verbinden». Einem andern literarischen Spiel vermag allein der Hörer zu frönen, der die Signatur zu den Kurztexten nicht vor Augen hat, nämlich den jeweiligen Autor zu erkennen.

Da gibt es beispielsweise ein Kettenglied, in dem wir ein bohrendes Reflektieren heraushören, und es fällt uns dazu aus *Jürgen Beckers* «Journal der Wiederholungen» der Vierzeiler ein: «Ein Gedicht/verändert die Person, die es macht,/im Gedicht verschwindet eine Person und es entsteht/die Wahrnehmung einer Person/und ihrer Umgebung [...]»

Oder es ist von einem altchinesischen Weisen die Rede, und wir denken sogleich an *Ôoka Makoto*, der sein «Schnee Mond Blüten»-Gedicht mit den Versen beginnt: «In jungen Jahren/versah der Dichter *Po Chü-i* ein ho-



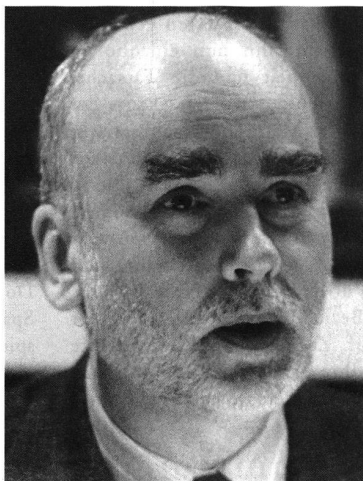
1



2



3



4

bes Amt/und verbrachte einige Jahre/an den Ufern des Westsees der Perle von Kiang Nan.» (*Po Chü-i*, Dichter der mittleren Tang-Zeit)

Und wenn einer im Renshi fragt: «Woran denken die Bilder in Museen?» erinnern wir uns in *Adam Zagajewskis* Gedichtband «Mystik für Anfänger» unweigerlich an die Zeilen: «Manchmal sprechen mich Bilder in den Museen an,/und plötzlich verschwindet die Ironie.»

Auf wundersame Weise präsent während des Vortrags der sechunddreissig Glieder zählenden Kette sind uns *Inger Christensens* Worte: «Das ganze Gedicht ist eine Annäherung an die Wahrheit, die nicht der Wahrheit näherkommt, sondern die Balance der Sprache zwischen dem Wahren und dem Falschen in ihrer Untrennbarkeit verwandelt.» (Aus: «Ein chemisches Gedicht zu Ehren der Erde»)

Unablässige Bewegung, ein Geben – Nehmen – Weitergeben, ein Andeuten, Annähern, das sind die Charakteristika des Kettengedichts. Diese poetische Gemeinschaftsproduktion basiert auf der vor rund siebenhundert Jahren entstandenen japanischen Lyrikform *Renga*, das heisst, untereinander verbundene, nach klassischen Regeln komponierte Gedichte. Die moderne Gruppendichtung, das Renshi, das seit den siebziger Jahren auch im europäisch-amerikanischen Raum gepflegt wird, ist frei von formalen Vorgaben. Das Renshi ermöglicht ein kreatives Zusammenspiel über Sprach- und Kulturgrenzen hinweg, stimulierend für Autoren, faszinierend für literarisch Interessierte in Ost und West. ♦

1 Ôoka Makoto

© Niklaus Strauss, Zürich

2 Jürgen Becker

© Marianne Fleitmann, Berlin

3 Inger Christensen

© Marianne Fleitmann, Berlin

4 Adam Zagajewski

© Marianne Fleitmann, Berlin